

MEIN TOTAL
SPONTANES
MAKEOVER
und was
DANN
GESCHAH
HOLLY
BOURNE

ROMAN

dtv
DIGITAL

das man auf die gewundene, ringförmige Zufahrt gelangte. Einen Garten als solchen hatten sie nicht – »Außenanlagen« traf es wohl besser. Man brauchte an die fünf Minuten, um an ihrem Grundstück vorbeizugehen. Die ausgedehnten dunkelgrün-hellgrün-dunkelgrün-hellgrünen Rasenstreifen lagen hinter sorgsam gestutzten Sichtschutzhecken verborgen. Es war die Art von Haus, die jedermann verstohlen betrachtete, um vielleicht einen Blick auf die glücklichen Bewohner zu erhaschen, und dabei dachte: *Wow. Die Leute da drinnen führen sicher das absolut perfekte Leben. Die wissen doch noch nicht mal, wie Probleme aussehen. Wenn ich da leben würde, wäre alles in Butter. Und zwar für immer.*

Die Wahrheit? Bree hasste das Haus. Was einem nämlich keiner sagt: Ein großes Haus

hat die unangenehme Eigenschaft, schlimme Verlorenheitsgefühle zu erzeugen. Unentwegt. Sie konnte dort drinnen brüllen, ohne dass jemand sie hörte. Das wusste sie, denn sie hatte es einmal probiert (an einem besonders schlechten Tag). Und die einzige Antwort war das Echo ihrer eigenen Schreie geblieben, das endlos im marmorverkleideten Eingangsbereich herumgetobt war.

Das Sicherheitstor fühlte sich an wie ein Gefängnistor. Oft fragte sie sich, wie es wohl wäre, nicht so reich zu sein. Deutlich lustiger wahrscheinlich.

»Spar's dir, Bree«, ermahnte sie sich selbst.

Das Tor glitt hinter ihr zu und sie zog los zum Treffpunkt mit Holdo. Es war Oktober und kalt. Hätte sie doch nur die grellen Strumpfhosen in Doppelschicht gewählt. Ihre

Mutter rang stets die Hände über Brees modische Vorstellungen, was sie gleich zu Punkt zwei führte ...

Meine Eltern lieben mich, auf ihre ganz spezielle Art, denk ich zumindest mal.

Kommt drauf an, wie man Liebe definiert, oder? Bree hatte es nie an irgendwas gefehlt. Bedeutete das, dass sie geliebt wurde? Ihr Dad riss sich mehr oder weniger rund um die Uhr den Arsch auf, damit sie in besagter Gefängnisriesenvilla wohnen konnte. Er verließ morgens das Haus, bevor sie aufwachte, sogar samstags, und kehrte gewöhnlich erst nach Mitternacht zurück. Was er genau tat, war ihr nicht ganz klar. Im Gegenzug wusste ihr Vater kaum mal, wie alt sie war. Das Ausmaß ihrer Kommunikation belief sich auf Folgendes:

Dad (in einem der seltenen Momente, in denen sie einander auf der Treppe über den Weg liefen):

Und, in der Schule, benimmst du dich?

Bree: Ja.

Dad: Gut.

Oder, damals an Weihnachten ...

Dad (am Truthahn rumsäbelnd): Brust oder Keule?

Bree: Ich bin Vegetarierin, schon vergessen?

Dad: Sei nicht albern. (*Schnitt ein Stück Keule ab und ließ es auf ihren Teller fallen.*)

Und dann war da noch Mum. Sie war immerhin anwesend – körperlich zumindest. Ihre Mutter war eine Vollzeit-Yummy-Mummy, wie sie sich selbst gerne bezeichnete. Brees unbescheidener Meinung nach sollte das Wort »yummy«, lecker, mit niemandem in

Verbindung gebracht werden, der die Vierzig überschritten hatte.

Ihre Mutter verbrachte ihre Tage mit verschiedensten, immer abstruser titulierten Sportkursen sowie mit Gesichtsbehandlungen, Faltenauffüllungen und Botoxinjektionen, die sie bei ihren regelmäßigen Ausflügen zu den Harley-Street-Ärzten machen ließ. Außerdem inhalierte sie Promiklatsch aus grellbunten Heften, die überall im Haus herumflogen. Ihre Liebe zu Bree äußerte sie durch einen nie versiegenden Strom an Geschenken, der sich über Brees Bett ergoss. Tiffany-Ketten, Hollister-Sweatshirts – einmal hatte ihre Mutter ihr sogar Spitzenunterwäsche gekauft. Volltreffer, was? Aber Bree war das alles ungefähr so willkommen, wie wenn ihr eine Katze eine kopflose, blutige Maus auf die